

«Der Computer lacht nie»

Von Hannes Nussbaumer. Aktualisiert um 13:02 Uhr

Emil Steinberger tritt auch mit 77 noch auf – man kann darin gelebten Widerstand sehen. Denn die Schweizer Kabarettlegende stellt fest, dass die heutige Lachbranche oft unter der Gürtellinie agiert. Und dass die Jugend feine Komik nicht mehr gewohnt ist.



«Offenbar treffe ich das Herz der Leute»: Emil Steinberger, der zurzeit wieder auf der Bühne steht.

Bild: Keystone

Wie möchten Sie angesprochen werden? Herr Steinberger? Oder darf ich Emil sagen?

Geht beides. Nehmen Sie das, was Ihnen am besten über die Lippen geht.

In der Schweiz kennt und liebt man Sie als Emil. Wie ist das, wenn jeder und jede mit einem per Du ist?

Früher war es extrem, wurde ich dauernd angesprochen. Heute ist es nicht mehr so arg. Gerade vorher kamen aber zwei ältere Frauen auf mich zu und sagten: «Danke, danke, Herr Emil, für alles, was Sie für uns getan haben.» Die Leute danken immer – sie danken dafür, dass ich sie ein bisschen unterhalten habe. Das freut mich. Dass man mich Emil nennt, stört mich nicht. Und es ist besser, als

wenn die Leute «Steinegger» oder «Steinhäger» sagen würden.

Nachdem Sie sich 1987 vom Bühnen-Emil verabschiedet haben, zogen Sie 1993 nach New York. Eine Flucht?

Ich war ausgestellt hier. Alle interessierten sich für mich. Gleichzeitig war und blieb ich in der Öffentlichkeit der Emil auf der Bühne. Man fand, dies sei die einzige richtige Rolle für mich. Dass ich auch andere Neigungen hatte, mochte niemand zur Kenntnis nehmen.

Ihr Rückzug kam für viele Leute überraschend...

... dabei hatte ich ihn im Programmheft zu «Feuerabend» angekündigt. Doch es gab null Reaktion. Die Leute interessierten sich nur für die Figuren, die auf der Bühne standen. Was der Mensch dahinter fühlte, wollte niemand wissen.

Das hat Sie in Ihrem Entscheid aufzuhören bestärkt?

Ja. Hinzu kamen auch andere Gründe. Ich war müde, hatte genug vom Tournee- und Hotelleben, ausserdem fürchtete ich, dass ich mich allmählich wiederholen könnte. Dann war es auch die Zeit, als mich und uns alle das Waldsterben bewegte. Ich litt unter der Vorstellung, dass die Leute einen Abend bei mir lachten und dann wieder gingen und den grössten Blödsinn machten.

Es gab Zeiten, da wurden Sie von der Begeisterung fast erdrückt.

Ja, zum Beispiel 1977, als ich mit dem Circus Knie auf Tournee war. Da war die Arbeit in der Manege das Geringste. Viel anstrengender war das Drumherum. Mein Freiraum bestand aus einem Wohnwagen. Sobald ich draussen war, liefen mir die Leute nach. Es gab Momente, da musste ich fliehen. Zum Beispiel in den fensterlosen Wagen, in dem jeweils die Stühle transportiert wurden. Ich weiss noch, wie ich dort drin sass und mir sagte: «Nein, Emil, das darfst du nicht tun.» Also ging ich wieder raus. Sofort liefen mir wieder die Leute nach. Ich ging in eine Telefonkabine, um meine Frau anzurufen. Die Leute drückten sich an der Kabine die Nase platt.

Jetzt sind Sie wieder auf Tournee. Fehlte Ihnen die Bühne?

Nein. Die Sache entwickelte sich von selbst. Ich hatte ein Buch geschrieben, die «Wahren Lügengeschichten», und ging damit auf Lesetournee. Die Leute kamen in Scharen, viele mussten stehen, manche sahen nichts, andere hörten kaum etwas. So lief das jahrelang. Irgendwann dachte ich: Da steige ich lieber auf eine Bühne. So wurde aus der Lesung das Programm «Drei Engel».

Wie schreibt man eigentlich ein humorvolles Buch?

Es ist schwierig, etwas Lustiges zu schreiben. Erstens kann man das Tempo nicht vorgeben. Jeder liest in seinem Rhythmus. Der Humor muss aber bei jedem Tempo funktionieren. Zweitens liegt der Humor in einem Buch zwischen den Zeilen und nicht in den Zeilen. Und man kann nicht testen, ob er funktioniert. Der Computer lacht nie.

Sie haben, wie Lorient, kein Verfallsdatum. Emil-Nummern unterhalten heute so gut wie früher. Wieso?

Offenbar treffe ich das Herz der Leute, berühre sie. Dass mir dies gelingt, macht mich ein bisschen

stolz.

Hatten Sie einst bei der Arbeit an den Nummern dieses Ziel vor Augen?

Ich bin selbst erstaunt über die Wirkung und die Langlebigkeit meiner Nummern. Als ich 1987 aufhörte, dachte ich: So, jetzt ist es fertig, bald werden alle vergessen haben, was einmal war. Doch nichts davon – heute sagen mir Leute: «Bei uns in der Familie gibt es vier Generationen Emil-Fans.»

Sie sind der Volksunterhalter schlechthin.

Ich glaube, ich pflege einen Humor, den man heute nicht mehr oft findet. Und offenbar gibt es nicht wenige Leute, die diesen Humor mögen. Das Fernsehen hat einen Kabarettstil geprägt, den nicht alle goutieren. Dort zielt man lieber unter als über die Gürtellinie

Über was lacht denn Emil?

Über Joachim Rittmeyer etwa. Er trifft den Kern, er kennt die Menschen. Dann hatte ich grosse Freude am französischen Film «Bienvenue chez les Ch'tis». Er ist perfekt gemacht. Dabei ist es ungeheuer schwierig, auf der Leinwand Humor zu zeigen. Es gibt nicht viele Filme, deren Humor Leute über 14 Jahre anspricht. Aber ich kann schon gigeln, und es gibt Highlights.

Aber sie sind selten?

Gerade das Fernsehen traut sich zu selten, die eigenen Schätze zu heben. Geht in eure Archive! Dort hat es so schöne Sachen! Die Gotthelf-Verfilmungen, der «HD-Soldat Lämppli» – die funktionieren immer noch, obschon sie altmodisch und langsam geschnitten sind. Hier lernt man, wie Humor funktioniert.

Überdauern Ihre Solo-Nummern, weil Sie den typischen Schweizer karikierten – der sich über die Jahre nicht wirklich verändert hat?

Bin ich so schweizerisch? Mir sagen Leute aus Marokko, sie hätten über meine Nummern wahnsinnig lachen müssen. Ein chinesischer Koch in der Schweiz nimmt Videos von mir mit nach China. Seine Familie lacht, obschon niemand etwas versteht. Aber ich gebe zu: Wenn ich in Deutschland auftrete, finden die Leute, der Emil auf der Bühne sei genau so, wie sie die realen Schweizer erleben.

Stört es Sie, wenn man Ihre Figuren «Klischee-Schweizer» nennt?

Hätte ich immer nur den primitiven «Füdlbürger» gespielt, wären vermutlich keine Professoren und Doktoren zu mir ins Theater gekommen.

Ihre Figuren sind keine «Füdlbürger». Sie sind bieder, schrullig, aber auch gewitzt – mit einem Hang zum Subversiven. Da steckt doch etwas Schweizerisches drin.

Das stimmt. Kürzlich hat mir einer gesagt: «Wir hatten Vorstandssitzung. Es war wie bei Emil, genau wie bei Emil.» Diesen Wiedererkennungseffekt gibt es. Ich erlebe ihn selbst: Einmal hatte ich einen Geschäftsmann mit nervösen Zuckungen im Gesicht gespielt. Viele Jahre später traf ich in Luzern einen alten Kollegen. Ich fragte ihn, wie es ihm gehe. Er sagte: «Sehr gut, sehr gut» – und in seinem Gesicht zuckte es exakt wie bei «meinem» Geschäftsmann. Mir wurde bewusst: Von dem habe ich

das, dem habe ich das abgeschaut. Es stimmt, ich habe die Ideen aus dem Volk. Es kamen schon Leute zu mir und sagten: «Sie müssten uns eigentlich Tantiemen zahlen. Sie sprechen unsere Sprache.»

Sie haben diese Figuren, die Sie karikieren, auch sehr gern.

Das ist so. Ich habe Leute gern, die Ticks haben und sich ein bisschen danebenbenehmen. Das ist so menschlich.

Wie entstehen Ihre Programme?

Ich sitze zu Hause am Pult, am liebsten zwischen Mitternacht und fünf Uhr morgens, wenn es ganz ruhig ist. Ich schliesse die Augen und stelle mir vor: Ich komme auf die Bühne oder in die Manege – und jetzt? Das Ziel ist: Die Leute müssen allerspätestens nach dreissig Sekunden das erste Mal lachen.

Ist es heute schwieriger, die Leute zum Lachen zu bringen?

Eine Lehrerin sagte mir kürzlich: «Emil, ich muss meinen Schülern erklären, was lustig ist. Ich zeige ihnen Chaplin-Filme und sage ihnen, weshalb man wo lacht. Die Schüler sind total überfordert von so einem Film. Sie verstehen zwar derbe Wortspiele, aber mit feiner Komik wissen sie nichts anzufangen.»

Ihr Kabarett behandelt in der Regel nichts Politisches. Warum interessiert Sie Politik nicht?

Mich interessiert Politik sehr. Aber das politische Kabarett besteht vor allem aus satirischen Texten. In meinen Soloprogrammen wollte ich nicht Texte vortragen, sondern Figuren spielen. Man kann nicht alles. Hätte ich plötzlich angefangen, politisches Kabarett zu machen und gegen die SVP zu wettern – die Leute hätten es mir nicht abgenommen.

Gibt es heute weniger zu lachen als früher?

Sicher ist, dass sich das Leben wahnsinnig verändert hat. Die Leute kümmern sich heutzutage vor allem um sich selbst, um ihr eigenes Gärtchen. Und die Medien füllen ihre Leser vor allem mit Privatgeschichten ab: Wer liebt wen? Wer hat Sex mit wem? Nur noch das Unmittelbare, das Lokale das Private interessieren. Ja gopferteli, wenn es so weitergeht, werden irgendwann auch unser Grind und unsere Gedanken kleiner. Dabei wäre gerade das Umgekehrte gefragt: Wir sollten weiter blicken, grösser denken, Grenzen überschreiten. Wir sollten uns verändern.

Mit Emil Steinberger sprach Hannes Nussbaumer

(Tages-Anzeiger)

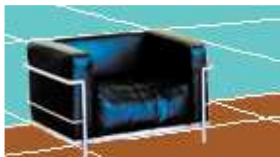
Erstellt: 03.04.2010, 04:00 Uhr

Werbung



FotoBuch von ifolor

**Ihr persönliches FotoBuch ab nur CHF 11.95. Auch ein perfektes Geschenk.
Jetzt bestellen!**



Innenarchitektur

**Top-Fernkurs für Raumgestaltung und Innenarchitektur
klett-akademie.ch**



Günstig nach London!

**Eine Stunde hindendrein. Und der Zeit doch immer voraus.
Jetzt bei travel.ch**

Tamedia AG 2010 Alle Rechte vorbehalten